

## Rogate

Rogate! Betet! - heißt dieser Sonntag.

Lasst uns also über das Beten reden, so gut es eben geht oder vielmehr wohlwissend, dass das eigentlich nicht geht.

Beten ist keine Technik, die man erlernen und perfektionieren kann.

Beten ist kein rhetorisches oder poetisches Vermögen.

Sondern mit Jörg Zink: „In dir sein Gott, das ist alles.“ Oder wie Martin Buber übersetzte: „Ich bin Gebet“ statt: „ich bete“.

Beten ist Sein, ist Existenz und Erfahrung, unsere Art Gott zu begegnen und darin mir selbst – mit all dem, was mich umtreibt und ich mir in mir bewahre: meine Geschichte und meine Erinnerungen, meine Hoffnung und meine Träume, meine Sorge, meine Liebe – und die Löcher in mir, durch die der Wind pfeift.

Beten heißt sich gefunden wissen. Durch das Dunkle hindurch. Durch das Licht auch.

Kyrie und Gloria.

Über das Beten reden heißt, über Gott zu reden.

Das macht es nicht einfacher, nicht gewisser.

Christian Lehnert, Theologe und Dichter hat geschrieben:

„Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss, ist meiner Seele nah, so oft ich ihn vermiss.“

Ich bin diesen Worten vor einigen Wochen begegnet, sie haben sich mir eingebrannt, sind mir wichtig und schwer verdaulich, sperrig – ich fühle, in ihnen steckt Wahrheit. Sie passen in schwere Zeit und übersteigen sie weit.

Gott gibt es nicht, wie einen greifbaren Menschen neben mir, nicht als Wind und nicht als Feuer, nicht als hand, die ich greifen kann. Er ist unerfahrbar für meine Sinne – einerseits. Und andererseits:

Gott ist unzweifelhaft da.

Gott ist da, wenn er mir fehlt.

Gott ist da, wenn ich ungeborgen und unbehaust bin.

Gott ist da, wenn ich es nicht mehr aushalten kann.

Ganz nah an meiner Seele, die nicht ins Leere klingt.

Ein dunkler Riß. Ein Gebet.

Wie oft mag solcher Riß Gebet geworden sein – wortlos, mühsam, tröstend - auf dem Weg zwischen Magdeburg und Braunschweig?

Ich bin heute Morgen ganz leicht herübergefahren.

Aber meine Großeltern fuhren auf dieser Strecke mit klammen Herzen immer auf eine Grenze zu – die sie von ihren Kindern und Enkeln unbarmherzig trennte.

Meine Mutter fuhr auf dieser Strecke auf eine Grenze zu, die sie von dem Leben trennte, dass sie sich für ihre Kinder wünschte und versuchte auszuhalten, was es bedeutet auf dieser Seite hier zu bleiben. Heute ahne ich, wie schwer solche Last sein mag – zerrissene Familien, Fremdheit, Angst, Sehnsucht, Liebe, Heimatverlust und auch die Bürde, das Leben meiner Kinder mit meinen Entscheidungen zu beschweren. Dazu die Angst vor demütigenden Kontrollen, der Mut, den es brauchte Bücher und Texte, Gedanken, Ideen und Musik hin und herzutragen. Bindung.

Und alles andere, was hilft, auch.

„Gott ist den Allerärmsten gegenüber nicht voreingenommen / und hört auf die Bitte von Menschen, denen Unrecht geschieht. Niemals überhört Gott den Hilferuf der Waisen und

Witwen, wenn sie ihre Klagen ausschütten.

Fließen die Tränen der Witwe nicht über ihre Wangen, und klagt ihr Hilfeschrei nicht die an, die ihre Tränen verursacht haben?“

So heißt es im Predigttext für diesen Tag bei Jesus Sirach.

„Gott ist den Allerärmsten gegenüber nicht voreingenommen.“

Die Allerärmsten. Wahrscheinlich sind wir das nicht.

Oder sind wir es alle? Verlorengegangen in den dunklen Rissen, die Menschen auseinandergetrieben haben – angestachelt von Ideologie, eingeschüchtert von Diktatur, zermürbt von Krieg, großwahnsinnig geworden, geldgierig, maßlos oder ausgehungert, verletzt, zermürbt, verraten.

Diese Grenze zwischen Magdeburg und Braunschweig hat so viele arm gemacht – an Leben und Zukunft.

Und dieses Virus jetzt auch: Es bringt Kinder dazu, nicht mehr leben zu wollen und reißt Erwachsenen das Fundament ihres Lebens unter den Füßen weg. Es trennt Reiche und Arme, frißt Lebenszeit.

„Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss, ist meiner Seele nah, so oft ich ihn vermiss.“

Es betet in mir. Und hört:

„Gott ist den Allerärmsten gegenüber nicht voreingenommen.“

Gott ist nicht voreingenommen.

Er fragt nicht, ob wir uns da selbst reingeritten haben. Es geht ihm nicht um

Schuld und Versagen. Er ist da und „und hört auf die Bitte von Menschen, denen Unrecht geschieht. Niemals überhört Gott den Hilferuf der Waisen und Witwen, wenn sie ihre Klagen ausschütten. Fließen die Tränen der Witwe nicht über ihre Wangen, und klagt ihr Hilfeschrei nicht die an, die ihre Tränen verursacht haben?“

Menschen sehen nicht davon ab, wer ihnen Leid zufügt. Seltene Ausnahmen mag es geben und damit ein Gedenken, an Sophie Scholl, die heute 100 Jahre alt geworden wäre.

Aber die allermeisten rasen auf die Grenze zu und haben Angst und kalte zitternde Hände, fühlen sich ohnmächtig und unendlich traurig, sind zornig und bitter gegenüber den Mächtigen, schweigen und tragen daran ihr ganzes Leben.

Und in all dem und als all das steigt Gebet zum Himmel. Und in ihm und mit ihm, mein ganzes Leben und die Geschichten derer, die ich in mir trage.

Das muss Gott doch hören! Jetzt muss doch etwas geschehen.

Im Predigttext heißt es dazu:

„Menschen, die Gott dienen, werden mit Freude angenommen, / und ihre Bitte dringt bis zu den Wolken. Das Gebet erniedrigter und entwürdigter Menschen dringt durch die Wolken, / und es lässt nicht nach, bis es sein Ziel erreicht hat; es gibt nicht auf, bis Gott es wahrnimmt, und ihnen Recht verschafft.“

Die Bitten derer, die Gott dienen, an denen Gott Wohlgefallen hat, dringen bis an die Wolken. Bis dorthin. Nur bis dorthin. Und dort bleiben sie.

Ungehört? Wirkunglos? Nutzlos?

Aber das Gebet der Ärmsten und Unglücklichsten, das dringt hindurch. Das erreicht ihn, das gibt nicht auf. Das verändert die Welt.

Hier hat sich einer gewagt aufzuschreiben, dass es Zwischenzeiten gibt – da dringt das Gebet nicht durch. Hier hat sich einer getraut zu sagen: ich weiß nicht, ob mein Gebet nützt und gehört wird. Hier hat einer nicht aufgehört zu glauben, dass denen die Ungerechtigkeit erfahren, die ohnmächtig ausgeliefert sind, die das Leben nicht mehr aushalten können, Hilfe zuteil wird.

Ich bin von Braunschweig hierher gefahren. Die unbarmherzige Grenze ein grünes Band.  
Georg Oswald Cott, ein Braunschweiger Dichter schrieb: „Wundklee blüht, dem Kolonnenweg  
wächst ein Bart aus Moos.“ Diese Bitten sind durchgedrungen. Gott hat sie gehört. Nicht  
gleich. Aber doch. „Denn Gott ist unserer Seele nah, so oft wir ihn vermissen“ und wir sind in  
ihm. Das ist alles. Amen